

überliefert werden „an den Typus der Lehre“ (Röm 6, 17; S. 59¹), d. h. an den verbalen und realen, kerygmatischen und sakramentalen normativen Gnadenappell, der ihr neues Leben regiert. Diese — sehr früh („fünf Jahre nach Jesu Tod“ zitiert, L.S. 59, Schlier, und S. 61, Anm. Wilkens) in feste, aber unbegrenzt entfaltbare Formeln auszukristallisieren beginnende — Überlieferung ist dann das normative Kernstück jener apostolischen Tradition, an der alles weitere (wie auch — als ihre Entfaltung (Luk 1, 2) — die Kanonizität oder — als ihre Verfälschung — Apokryphheit apostolisch firmierenden Schrifttums) gemessen wird.

Wie so häufig, bedauern wir, in diesem Rundbrief, der sich seiner spezifischen Aufgabe gemäß in der Regel auf die Erörterung der ausgesprochen trikonfessionell relevanten Aspekte am vorkommenden Schrifttum beschränken muß, nicht weiter verfolgen zu können, wie hier „Das katholische Ja zum Schriftprinzip“ (S. 188) entfaltet und verstanden wird. Wohl aber hätten wir als Ergänzungswunsch anzumelden, daß auch katholischerseits (wie bei Wegenast, dessen Buch später als L.s erschien) den formalen Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen jüdischer und neutestamentlicher Tradition, vor allem aber auch den inhaltlichen Konsequenzen des Umstandes mehr, als es hier geschieht, nachgegangen würde, daß Jesus prinzipiell „die pharisäische Lehre darüber anerkannt hat“ (S. 35 — wie ja sogar Paulus!, Apg 16, 1 ff.; 23, 6; 28, 17 — 1 Kor 9, 20), nur den Mißbrauch überwunden (S. 33 f.)².

Eli L. Berkovits: Was ist der Talmud? Frankfurt 1962. Ner-Tamid-Verlag. 80 Seiten.

Dieses Büchlein jüdisch-orthodoxer Selbstdarstellung gibt als solche ein klares und vielfältig erhellendes Bild von der „mündlichen (SCHRIFT-Auslegungs-)Lehre“ des Judentums, deren allerdings auch unabhängige lebendighaltende Mündlichkeit bis in die Protokollform der stoffmassenhalber nötig gewordenen Debattenniederschrift des „schriftlichen“ Buch-Talmud und sein psalmisierendes Gelerntwerden erhalten blieb. („C'est le ton qui fait le Talmud“, S. 75). Wie der Stil, so wird die Denkweise des Talmud, seine Systematik, seine Entwicklungsgeschichte und seine letztlich Unabschließbarkeit behandelt:

„In diesem steten Kommentieren aller Geschlechter, das letzten Endes nichts anderes sein will als Erklärung der Bibel, entfaltet sich die Lehre ... erstens dadurch, daß jede Generation von einer andern Lebensbasis aus kommentiert; und dann durch die tatsächliche unergründliche Tiefe der Lehre“, so „daß jede Generation ein neues Wort der Lehre vernehmen kann, welches aber trotzdem das uralte ewige Wort ist.“ „Gott hat ‚alles‘ in die Lehre hineingetan, an uns liegt es, alles wieder aus ihr herauszuheben; deshalb ist das Kommentieren eine schöpferische Leistung, die für uns immer wieder neue Wahrheiten entdeckt“ (S. 63 ff.).

Die Freude an solchem, den Katholiken so zentral ansprechendem Traditionsverständnis wird leider getrübt durch die ‚fundamentalistisch‘-kritikfremde Geschichtsvergewaltigung: „... die aus der Sinaiquelle Moses überlieferte mündliche Lehre ist kein Dogma, sondern historische Notwendigkeit, also geschichtliche Wahrheit“ (S. 12). „Unabhängig von Aristoteles, Jahrhunderte vor ihm hat das wissenschaftliche Denken unsrer großen Meister eine Höhe erreicht, die sie neben die größten Logiker aller Zeiten stellt“ (S. 29). „Im“ (für die Jahrhunderte vor der ersten Tempelzerstörung als ‚historische Notwendigkeit‘ postulierten) „Ur-Talmud gibt es keine Meinungsverschiedenheiten, keinen Streit der Gelehrten, sondern nur einheitliche Tradition ...“ (S. 55 f.).

Wie viel irdisch menschlicher, ebendarum wie unendlich viel göttlich wunderbarer hat doch das Alte — dann auch das

Neue — Gottesvolk seinen „Schatz in tönernen Gefäßen“ (2 Kor 4, 7) überliefert erhalten!

Es ist darum schwer verzeihlich, daß der Verlag einer Leserschaft, die heute wissen will, was man vom Talmud wissen und was man mit Fug vermuten kann, dieses Buch „zunächst“ (wie es verlegen im ‚Vorwort‘ heißt) ohne jeden Hinweis auf den unhaltbaren (oder denn: ‚strittigen‘) Charakter seiner *Geschichts*-Konstruktionen vorlegt, wonach erst glaubwürdig darzulegen gewesen wäre, inwiefern und wieviel man trotz der historisch hinfälligen Hülle aus dem Kerngehalt dieses naiven Zeugnisses einer vieltausendjährigen Frühform unserer eignen ‚Lehre‘ lernen kann.

Albert Mirgeler: Rückblick auf das abendländische Christentum. Mainz 1961. Matthias-Grünwald-Verlag. 176 Seiten.

Zu des Verfassers dicht und zugleich durchsichtig gestaltetem Hauptwerk: Geschichte Europas (zwischen ca. 800 und ca. 1900) tritt, religionsphänomenologisch ergänzend, dieser historisch lehrreiche Rückblick vor allem auf die Werdezeit des etwa von der Patristik bis zur Neuscholastik reichenden spezifisch abendländischen ‚Christentums‘ — nebst etwas dünnem Ausblick auf das, was folgen könnte.

Vieles ist treffend gesehen und gesagt: Die unvermeidlichen, wenn auch nicht unbedenklichen Bündnisse der Alten Kirche gegen das Heidentum mit der antiken Philosophie und seit Konstantin mit dem Cäsarenstaate („nicht eindeutig ... ein Segen“, S. 48 glücklicher formuliert als S. 37, das zu direkte Zusammenbringen von Politisierung und Inkarnation); der Einschlag mirakelsüchtigen germanischen Paganismus (S. 54 ff.) und asketisch-hypermoralischer keltischer Mönchspädagogik (S. 79 ff.; überschätzt doch wohl als Bildungsfaktor gegenüber dem Benediktinertum, S. 82); die verheerenden Folgen ‚Heiliger-Kriegs-Mentalität‘, besonders spanischer Provenienz (S. 98 ff.). Daß freilich, weil „die Weichen der europäischen Geschichte alle schon vor der Reformation gestellt sind“ (S. 10), deren Fragestellungen als „geschichtlich überholt“ (S. 11) beiseitegeschoben, beiläufig aber dann Torheiten behauptet werden wie die, daß (auch) „das Luthertum ... aus dem Schwung dieses Impulses („durch direkte Maßnahmen das Reich Gottes auf Erden befördern zu können“) zumindest geschichtlich“ gelebt habe, da es genuin doch gerade aus der Verzweiflung ebendaran lebt, macht das Ganze unhaltbar einseitig und führt auch zu der schwächtigen Schlußperspektive, die sich mit Aufwertung des Firm- und des Ehesakraments als Zukunftspostulat begnügt.

Immerhin sollten auch manch andre mehr als fragwürdige Behauptungen (z. B. S. 89: „das kanonische Zinsverbot verhinderte nicht den faktischen Zinswucher etwa der vom kanonischen Verbot gar nicht betroffenen Juden“ statt: „zu dem etwa die Juden durch Obrigkeiten genötigt wurden, denen jene Sonderbesteuerung Geld und Sündenbuck hergab“) den Leser nicht daran verhindern, daß er aus diesem Buch eines dezidierten Neo-‚Ghibellinen‘ lernt, was sein heilsichtiger Haß den Neoguelphen aus ihrer Geschichte vorzurednen findet, und vor allem auch dankbar seine grundlegende Einsicht anerkennt: „Das wiedergewonnene Bewußtsein“, etwa seit Overbeck, „von der schließlichen Ohnmacht des Christentums im irdisch-sozialen Bereich, wie sie die Antichristoffenbarung ... darstellt, dürfte das unterscheidende Charakteristikum eines glaubwürdigen Christentums der Zukunft ... sein“ (S. 156).

A. Strobel: Untersuchungen zum eschatologischen Verzögerungsproblem. Leiden/Köln 1961. E. J. Brill. 305 Seiten.

„Schließlich ist die Situation heute die, daß der Nichtchrist sehr wohl um die jederzeit mögliche Vernichtung dieser Welt weiß. Seine Erwartung ist damit im Grunde nüchterner als die eines durch die Technik beeindruckten geschichtsgläubigen Christentums, das gefragt ist, ob es dem stündlichen Nihilismus des heutigen Menschen auch eine stündliche Hoffnung entgegenzusetzen hat.“

Wer auf das betretene Schweigen gestoßen ist, mit dem unsre meisten „durch die Technik beeindruckten geschichtsgläubigen“ Theologen auf den unbefangenen Ausdruck der ‚Nah-

1 Daß Bultmann und seine Schule hier „einem ‚stupiden‘ Zwischensatz eines ‚Glossators‘“ durch Streichung begegnen zu können meinen, lehnt Kuß, Der Römerbrief, S. 388 treffend als „bequeme Gewaltlösung“ ab.

2 Einen Versuch, wenigstens die wichtigsten Konsequenzen aus der urkirchlichen Legitimitätsanerkennung für die rabbinische Tradition zu ziehen, macht mein Beitrag in MYSTERIUM KIRCHE, S. 59–64. (Vgl. S. 90).